

Ulrich Betz

Vom Glauben, der in der Liebe tätig ist

h Thesen zur Gestalt diakonischen Handelns im neuen Jahrtausend

I. Der ursprüngliche Ansatz

Diakonie ist von Anfang an neben *Martyria* (Zeugnis des Glaubens), *Leiturgia* (gottesdienstliche Anbetung) und *Koinonia* (Gemeinschaft der Glaubenden im Leib Christi) eine der wesenhaften, darum unverzichtbaren Ausdrucksformen des Glaubens.

Die von der Gottesliebe (Röm 5, 5b) ausgelöste und bestimmte Zuwendung zum hilfsbedürftigen Mitmenschen ist Gestalt der Nachfolge Jesu Christi durch den einzelnen Glaubenden und zugleich Dank für empfangene Wohltaten.

Diakonie orientiert sich zum einen am Vorbild Jesu Christi, der von sich gesagt hat: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben zu geben als Lösegeld für viele“ (Mt 20, 28) und sich damit im Leben und Sterben als Diakon beschreibt. Zum anderen gewinnt Diakonie Maßstäbe in der Predigt Jesu Christi (Lk 10, 25-37: Gleichnis vom barmherzigen Samariter; Mt 25, 31-46: Gleichnis vom Weltgericht) und in den apostolischen Summarien, wie etwa Gal 6, 9-10: „Darum lasst uns nicht müde werden, das Gute zu tun, denn zur rechten Zeit werden wir auch ernten, wenn wir nicht ablassen. Solange wir also noch Zeit haben, lasst uns Gutes tun an jedermann, am meisten an den Glaubensgenossen.“

Das praktische Ergebnis dieses ursprünglichen Ansatzes sieht in den Anfängen der christlichen Gemeinde in Jerusalem so aus: „Alle aber, die glaubten, waren bei einander und hatten alles gemeinsam. Sie verkauften Besitz und Habe und teilten den Erlös unter alle, je nachdem es einer nötig hatte“ (Apg 2, 44-45).

2. Die erste Gestalt der Institutionalisierung

Die Ausprägung von Diakonie als „Liebeskommunismus“ (s. o.) hatte nur eine kurze Dauer. Zu dem bleibenden, im Lebensvollzug des einzelnen Glaubenden angelegten helfenden Tun trat bald eine Organisationsform, die Ungerechtigkeiten im Zusammenhang mit den Hilfsbedürftigen vermeiden und die angemessene Versorgung aller sicherstellen sollte. „In diesen Tagen, als die Zahl der Jünger immer größer wurde, entstand Unwille über die hebräische Gruppe in der Gemeinde bei

der griechischen, weil ihre Witwen bei der täglichen Versorgung übersehen wurden“ (Apg 6, 1). Die Lösung der damit entstandenen Probleme wurde nicht durch eine ermahrende apostolische Predigt zu mehr diakonischer Gesinnung in der Gemeinde gesucht, sondern durch eine neue Struktur, durch die Einrichtung des Diakonats. Die Liebestätigkeit wurde aus zwingenden Gründen „professionalisiert“. (Qualitätsmerkmale für die „beamtete Diakone“: Seht euch nach sieben Männern in eurer Mitte um, die einen guten Ruf haben *und* erfüllt sind mit heiligem Geist *und* Weisheit“ – Apg 6, 3b.)

Die Alte Kirche hat dieses Modell diakonischen Handelns in den Ortsgemeinden aufgenommen und verwirklicht. Neben die Bischöfe, die in der Nachfolge der Apostel die geistliche Leitung in Verkündigung, Lehre und Seelsorge wahrnahmen, treten der Diakon oder die Diakone, deren Hauptaufgabe es ist, mit den Mitteln der Gemeinden aus Spenden und (später auch) Vermögen für die Armen in der Gemeinde, aber auch darüber hinaus zu sorgen. Auffällig ist, dass die Diakone zugleich die Spender des Altarsakraments, also von Brot und Wein, in der Abendmahlsfeier sind. Sie teilen also Brot des Lebens aus und zugleich Brot zum Leben.

3. Im ständigen Wechsel: Diakonie im Mittelalter

Der Verlauf der Kirchengeschichte des Mittelalters ist durch den ständigen Wechsel von individueller Diakonie, von Gruppendiakonie und von Institutionen, die kommen und gehen, gekennzeichnet. In allen Formen ist jedoch die tiefe Frömmigkeit derer, die tätig werden, unverkennbar. (Motivstränge: barmherzige Liebe, aber auch Ausfluss von Werkgerechtigkeit.)

Etwa: Die Einrichtung von Asylen, Herbergen, Hospitälern („vom Heiligen Geist“) durch Einzelstifter oder die Ratsherren der mittelalterlichen Städte.

Etwa: Das diakonische Wirken der Klöster, wo Armenpflege, Krankenpflege und Familienpflege (Aufnahme von Waisenkindern und alten Menschen) als Gesamtauftrag wahrgenommen werden. Etwa: die Pflegeorden, die aus den Kreuzritterschaften entstanden.

Unverkennbar ist: Diakonie vollzieht sich im Leben der christlichen Kirche, unter ihrer geistlichen Führung, ist aber nicht mehr schwerpunktmäßig gemeindebezogen bzw. gemeindegebunden.

4. „Die Ordnung eines gemeinen Kastens“

Die Reformation bringt bemerkenswerterweise keine neuen Aufbrüche und direkten Anstöße für diakonisches Handeln mit sich. Das hat für den individuellen Bereich im Wesentlichen seine Ursache darin, dass der Druck, „durch gute Werke zur Seligkeit“ zu gelangen, durch den Zuspruch der Gnade Gottes zum Heil von den Menschen genommen wurde. Gravierend aber ist LUTHERS Entwurf für die „Ord-

nung eines gemeinen Kastens“, der im protestantischen Raum vielfach Aufnahme fand. Dieser Entwurf sieht vor, dass aus einer gemeinsamen Kasse, in die alle, die können, nach ihren Möglichkeiten Beträge einzahlen, die kirchlichen Aufwendungen und Bedürfnisse wie auch Hilfeleistungen für die Armen, die Kranken, die Waisen und Witwen, die Pflegebedürftigen finanziert werden sollen – und damit auch die, die diese Leistungen erbringen. LUTHER geht dabei von der Identität von Christengemeinde und Bürgergemeinde aus, die sich auf Dauer nicht durchhielt. Der Zerbruch dieser Identität führte im Bereich der Reformationskirchen nicht zu einer Rückführung des diakonischen Handelns in den unmittelbaren kirchlichen, weil christlichen, glaubensgemäßen Auftrag (wie es im katholischen Raum durchgehalten wurde), sondern zur Säkularisierung der Wohlfahrtspflege, zu ihrer Verlagerung auf politische Institutionen, zunächst auf die fürstlichen Verwaltungen bzw. die Räte der Städte, später dann – gemäß allgemeiner Sozialgesetzgebung – auf den Zentralstaat mit seiner öffentlichen Fürsorge (vgl. den Wohlfahrtsstaat).

Die Auswirkungen dieser Entwicklung halten bis heute an und werden noch weiter zunehmen.

5. Der Pietismus als Neuaufbruch diakonischen Handelns als Ausdruck christlichen Glaubens

Hinein in die unter 4. beschriebenen Entwicklungen tritt der Pietismus mit seinen zwei Erweckungswellen im 18. und 19. Jahrhundert. Die geistliche Erneuerung, der Aufbruch starker persönlicher Frömmigkeit mit ihren bemerkenswerten Ausstrahlungen auch auf das soziale Leben führen auch zu elementaren neuen Anstößen für das diakonische Handeln. Wieder sind es zunächst Einzelpersonlichkeiten, die dem Ganzen Gewicht und Richtung gaben: AUGUST HERMANN FRANCKE, KARL HILDEBRAND FRHR. VON CANSTEIN, später AMALIE SIEVEKING, THEODOR FLIEDNER, JOHANN HINRICH WICHERN, FRIEDRICH VON BODELSCHWINGH, ADOLF STOECKER, WILLIAM BOOTH u. a. Sie nehmen sich die sozialen Nöte, aber auch deren geistliche Hintergründe zu Herzen und suchen Lösungen für beides (im 19. Jahrhundert z. B. den unerhörten Umbruch von einer bäuerlichen Lebensform zum Massenelend der aufkommenden Industriegesellschaft). Sie folgen – gegen den öffentlichen Trend! – ihrem geistlichen Auftrag, sie geben der Nachfolge Christi soziale Gestalt, sie ziehen andere – Geber und Mitarbeiter – in diese Gestalt der Nachfolge hinein, sie gründen Institutionen von unterschiedlicher Größe und Dauer, sie inspirieren Frauen und Männer, deren Namen nicht fettgedruckt in den Annalen der Diakonie stehen, zu ihrem Tun. In der Welt des 18. und 19. Jahrhunderts war dies nur möglich in der Form freier Vereine (weil die Kirchen selbst wegen der staatsgebundenen Wohlfahrtspflege nicht handlungsberechtigt waren), die entweder Einrichtungen schufen und trugen oder für spezifische Personengruppen tätig wurden (Alkoholiker, Prostituierte, Gefangene, Verwundete im Krieg usw.). Alle diese je für sich tätigen diakonischen Ansätze wurden durch WICHERNS Einsatz 1848/49 im „Centralausschuss für die innere Mis-

sion der deutschen evangelischen Kirche“ gebündelt und den Landeskirchen so institutionell nähergebracht. Christsein und Diakonie kamen wieder ausdrucksstark und auch öffentlich wirksam zusammen, insbesondere auch durch die Entstehung zahlreicher Diakonissenmutterhäuser, die in dieser Zeit aufblühten, weil sie jungen Frauen eine Lebensperspektive in christlichem Dienst samt öffentlich anerkannter Berufsbetätigung anboten. Letztendlich waren es die Diakonissen, weniger die Diakonie der Bruderschaften, die der Diakonie ihr Gesicht, ihre Kraft und auch das christliche Zeugnis gaben – „Gemeinde mit besonderem Dienstauftrag“ sozusagen.

6. Blüte und Welke?

Nach dem Zweiten Weltkrieg übertrug der Staat den diakonischen Werken und anderen Wohlfahrtseinrichtungen weite Bereiche der öffentlichen Wohlfahrtspflege, weil er sie nach den Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus (totaler Staat) nicht in die eigene Regie nehmen wollte. Die damit im Wesentlichen gesicherte Kostendeckung durch staatliche Finanzierung führte zu einem Aufblühen der sozialen Tätigkeit der christlichen Diakonie und zunächst auch zu einer zum Teil erheblichen Ausweitung der Arbeiten. Angesichts dieser – äußerlich so – erfolgreichen Entwicklung wurden allerdings zwei Trends nicht ausreichend beachtet:

Zum einen verloren die diakonischen Einrichtungen mehr und mehr ihre Verwurzelung bei den einzelnen bekennenden Christen, bei den Gemeinden, deren Gaben und Gebete sie getragen hatten. Das musste sich irgendwann negativ bemerkbar machen, spätestens dann, wenn die staatliche Kostendeckung eingeschränkt werden würde (was jetzt der Fall ist). Dienstbereite Menschen und Spenden für helfendes Tun an denen, denen keiner sonst hilft, würden dann fehlen (auch das ist inzwischen eingetreten).

Der zweite Trend, der nicht ausreichend beachtet wurde, ist die Entwicklung zu einer nachchristlichen Gesellschaft. Christlicher Glaube, christliches Menschenbild, daraus erwachsender und davon bestimmter Dienst sind weitgehend nicht nur ohne öffentlichen Belang, sondern auch rein zahlenmäßig ohne wirksame öffentliche Repräsentanz. Das hat ebenfalls Folgen für die Diakonie, insbesondere in ihrem institutionellen Bereich, der auf Dauerleistung angelegt ist: Das Aufblühen und die Erweiterung der Arbeitsbereiche hatte einen vermehrten Bedarf an Mitarbeitern geschaffen. Da aber der Nachschub von solchen, die ihre Aufgabe bei aller beruflicher Professionalität auch als Nachfolge Jesu Christi verstehen und ausleben, völlig unzureichend (Begründung, vermutlich wegen des Trends 1 s. o.), und auch keine geistlich (!) begründete Wende in Sicht ist, weil zudem die Kernträgerschaft in Gestalt von Diakonissen weitestgehend aus Nachwuchsmangel ebenfalls ausfällt, mussten und müssen die Einrichtungen mit einer zunehmend größer werdenden Mitarbeiterschaft arbeiten, von denen die im persönlichen Glauben angesiedelte Nachfolge Jesu Christi nicht erwartet werden kann. Damit stellt sich die Frage, ob und wie diakonisches Handeln in der heutigen Gesellschaft und unter den gegebenen Rah-

menbedingungen geschehen kann, also, ob das Modell „Gemeinde mit besonderem Dienstauftrag“ das einzig Mögliche ist – mit der Konsequenz, dass Diakonie einrichtungsmäßig z. Zt. nicht mehr darstellbar, nicht mehr vollziehbar wäre!

7. Nicht mehr Teig, sondern – nur noch?! – Salz!

Eine unverzichtbare Gestalt der Nachfolge Jesu Christ ist die Diakonie. Der Glaube bekommt Gesicht und Anschauung, weil er in der Liebe tätig ist, weil er Gottes Liebe zu allen Menschen in seiner existenziellen Totalität zeichenhaft sichtbar und erfahrbar macht. Liebe aus Gott, vermittelt durch den Heiligen Geist, die dazu drängt, Gutes zu tun, ist für den Glaubenden in seinem Sein als neue Schöpfung wesenhaft. Insofern wäre Diakonie erst dann zu Ende, wenn es keine Glaubenden mehr gäbe. Und das ist sicher nicht der Fall und wird es auch bis zur Wiederkunft Christi nicht sein.

Ganz anders verhält es sich mit den Formen diakonischen Wirkens in der jeweiligen Zeit. Sie haben immer wieder anders ausgesehen und müssen in einer nachchristlichen Gesellschaft offensichtlich neu definiert werden. Die aus der Erweckungszeit des 19. Jahrhunderts stammende Gestalt der „Gemeinde mit besonderem Dienstauftrag“ scheint seine Zeit gehabt zu haben. Das gilt sowohl wegen der Art und Weise, wie heute christliche Lebensgestaltung verwirklicht wird, wie auch wegen der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Eine kritische Überprüfung der Formen heute ergibt: Eigene Einrichtungen werden zu Hülsen, wenn sie nicht mehr von Menschen ausgefüllt werden, die existenziell Dienerinnen und Diener Jesu Christi sind. Umgekehrt sind nichtchristliche Einrichtungen, in denen Menschen wirken, die existenziell Dienerinnen und Diener Jesu Christ sind, auch Hülsen. Innerhalb dieser Hülsen (wobei die letzteren vermutlich zunehmen werden) vollzieht sich der christliche Dienst, das christliche Zeugnis für die, deren Hilfe geleistet wird, aber auch für die, mit denen man zusammen arbeitet. Damit käme der diakonischen Tätigkeit, weil sie nicht im Binnenraum der Gemeinschaft der Glaubenden geschieht, eine erweiterte missionarische Dimension zu. Also so: „Ihr seid das Salz der Erde. Wenn nun das Salz seine Wirkung verliert, womit soll man salzen? Es ist zu nichts mehr nütze, als dass man es fortschüttet und von den Leuten zertreten lässt. Ihr seid das Licht der Welt. Es kann die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen bleiben, Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter, dann leuchtet er für alle im Hause. So soll euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen“ (Mt 5,1 3-16).

Das kann mittel- bis langfristig dazu führen, dass diakonische Einrichtungen als solche aufgegeben werden müssen. Das kann bedeuten, dass neue Arbeitszweige nicht mehr „eigene“ Werke sind, die der Leitungsgewalt eines Diakoniewerks unterstehen. Aber darum hört die Diakonie in unserer Gesellschaft nicht auf. Sie bedarf allerdings neuer Strukturen, eines neuen Selbstverständnisses und eines neuen Sen-

dungsbewusstseins: Einzelne und Gruppen, gesandt, gesegnet, getragen von ihren Ortsgemeinden, begleitet, geführt und gestützt von einer Diakoniegemeinschaft – in den Brennpunkten der sozialen Nöte, als Dienerinnen und Diener Gottes, die Zeichen des Reiches Gottes aufrichten, Salz im Teig, nicht der Teig, aber ihn spürbar, erkennbar fermentierend. Von einer solchen neuen Lebensgestalt von Diakonie sind auch motivierende Auswirkungen für das zu erwarten, wozu das apostolische Wort ermuntert: „Lasst uns Gutes tun an jedermann, vor allen aber an den Glaubensgenossen“ (Gal 6, 10).

8. Fazit

Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen einer nachchristlichen Epoche machen eine Neustrukturierung der institutionellen Gestalt von Diakonie dringend erforderlich. Diese muss den neuen Herausforderungen, dem Heute und dem Trend auf morgen hin gerecht werden. Das alte Modell von „Gemeinde mit besonderem Dienstauftrag“ muss ersetzt werden durch eine überzeugende Form des Urmodells „Salz und Licht“, – in diakonischen Einrichtungen wie auch in nichtdiakonischeigenen Einrichtungen, wenn diese sich für Christen als Mitarbeiterschaft öffnen. Einen anderen Weg gibt es kaum, einen besseren auch nicht, denn er gibt der Diakonie ihre Freiheit, wieder ganz sie selbst zu sein.

Dr. Ulrich Betz
Windmühlenweg 14
27432 Bremervörde